

Sprachschichten im Mittelalter

Wir*) haben es heute verhältnismäßig leicht, sprachliche Schichten etwa innerhalb eines Dorfes, einer Stadt, einer Landschaft oder eines ganzen Sprachgebietes festzustellen. Wir können mit einiger Schulung das gesprochene Wort eines jeden Menschen phonetisch ziemlich genau wiedergeben, wenn auch die Darstellung der Wort- und Satzakkente sowie der Satzmelodie gewisse Schwierigkeiten hierbei bietet. Vor allem aber ist es uns heutzutage möglich, mit Hilfe des Tonbandes die Sprache eines jeden bis in alle Einzelheiten aufzunehmen und aufzubewahren, genaue phonometrische Messungen daran vorzunehmen und so exakte Beobachtungen über Vokalhöhe, Vokallänge, Akzente und Akzentbewegungen beim Einzelmenschen zu machen und Durchschnittswerte für den Einzelnen, für ein Dorf und eine Landschaft zu ermitteln. Die Technik hat uns solche Hilfsmittel anhand gegeben, daß jetzt die Frage der Bewältigung der vielen exakten Daten schon schwieriger geworden ist als ihre Beschaffung. Wendet man sich aber dem Mittelalter zu, will man mittelalterliche Mundart, die Grundschrift der Sprache, erfassen, so türmen sich die Schwierigkeiten. Das liegt vor allem daran, daß wir notwendigerweise nur schriftliche Quellen zur Verfügung haben. „Mundart lebt aber im Gesprochenen, nicht im Geschriebenen“, wie Karl Bischoff mit Recht betont. Wir sind zwar über die mittelalterliche Hoch- und Schreibsprache der einzelnen Landschaften mehr oder weniger gut unterrichtet, und auch die Mittelschicht der Sprache ist in vielen Fällen greifbar, aber die sprachliche Grundschrift können wir nur sehr schwer fassen, weil es eben praktisch keine mundartlichen Texte des Mittelalters gibt. Kein mittelalterlicher Schreiber will auch nur, selbst wenn er phonetisch geschult wäre, die Sprache der untersten Volksschichten in der Stadt oder auf dem Lande aufzeichnen. Das gilt auch für die Dichter, die gelegentlich Szenen aus dem bäuerlichen Leben darstellen, wenn wir auch hier am ehesten mundartnahe Wörter, weniger Lautungen erwarten dürfen. Wer schreibt, will im allgemeinen so schreiben, daß möglichst viele und zwar meistens möglichst viele der Ober- und Mittelschicht ihn verstehen. Er meidet daher Wörter, Formen und Lautungen, die grob-mundartlich sind oder die er dafür hält. Auch seine Ausbildung in einer bestimmten Schule oder Kanzlei mit ihrer festen Schreibtradition, ihrem mehr oder weniger folgerichtigen Rechtschreibsystem stellt sich grundschriftlichen Formen entgegen. Die angeführ-

*) Antrittsvorlesung an der Naturwiss.-Phil. Fakultät der Justus Liebig-Universität in Gießen, am 29. November 1962.

Ich hoffe, über die Sprachschichten im Mittelalter demnächst einmal in großem Zusammenhang zu handeln. Daher habe ich die Antrittsvorlesung so belassen, wie sie gehalten wurde, und nur einige Belege und Literaturangaben in den Anmerkungen gegeben. Auch so wird der Fachmann wissen, wem ich verpflichtet bin.

ten Gründe und noch manches mehr verhindern es, daß wir über Texte der sprachlichen Grundschicht aus dem frühen und späten Mittelalter, ja auch der frühen Neuzeit, verfügen können.

Wie können wir nun doch noch, wenn nicht Texte der Grundschicht, so doch wenigstens ihren Wortschatz, ihre Formen und Lautungen in den Griff bekommen? Man darf wohl davon ausgehen, daß Schriftstücke, die für ein örtlich begrenztes Gebiet und für eine bestimmte untere soziale Schicht ausgefertigt wurden, also etwa Weistümer von Hof- und Nachbargemeinschaften, von Markgenossenschaften, Urkunden niederer Gerichte und ähnlicher Institutionen, am ehesten Lautungen und Wörter enthalten, die der sprachlichen Grundschicht näher stehen oder gar im günstigen Falle rein mundartlich sind, zumal ja in diesen Schriftstücken oft von Dingen — etwa von der bäuerlichen Arbeit in Wald und Feld — gehandelt wird, die den höheren Schichten oder den Städtern wenig oder nicht vertraut sind. Auch können private Aufzeichnungen, Rechnungs- und Tagebücher, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, Material bringen. Ebenso lohnt es sich, Chroniken zu durchforschen, da in ihnen oft die Reden und Gegenreden streitender Parteien angeführt werden. Aber diese sowohl wie jene Quellen tauchen erst verhältnismäßig spät auf.

Wichtig scheint mir das Namenmaterial der Urkunden aller Art zu sein, da Namen im allgemeinen, besonders wenn sie nicht geläufig sind oder der Schreiber in der mundartlichen Form die hochschichtliche nicht erkennt, gern so wiedergegeben werden, wie der Schreibende sie zu vernehmen glaubt. Außerdem können wir mit Hilfe der Namen in weit frühere Zeiten dringen, da wir hierfür ja auch mit gewissen Vorbehalten die lateinisch geschriebenen Urkunden benutzen können. Auch da werden Urkunden mehr örtlicher Art ertragreicher sein als Kaiser- und Fürstenurkunden, bei denen die Schreiber leicht geneigt sind, die — sagen wir — offizielle Lautung niederzuschreiben.

Manche Aufschlüsse können wir aus Verschreibungen, vor allem aber aus hyperkorrekten Schreibungen gewinnen. Diese zeugen stets von einer Unsicherheit, wie sie besonders bei „Halbgebildeten“ der Mittelschicht auftritt, wenigstens heutzutage. Aber auch im Mittelalter geben sie zu erkennen, daß der Schreiber zwar über die Sprache, die er niederschreibt, nachdenkt, nur daß er aus Unkenntnis der wirklichen Gegebenheiten falsch reflektiert. Er will Grobmundartliches meiden und stößt nun auf Lautverbindungen, die er für grobmundartlich hält, die aber hier durchaus ihr angestammtes Recht haben.

Auch die Reimverbindungen können aufschlußreich sein. So wird man vermuten dürfen, daß ein Dichter die Lautung *-nd-* wie *-ng-* aussprach, wenn er ständig beide miteinander reimt. Doch muß man hier, jedenfalls für die frühmittelalterliche deutsche Dichtung, aber auch für manche spätere, mit unreinen Reimen rechnen. Trotzdem scheint es mir, daß mancher „unreine“ Reim durchaus rein wird, wenn man mundartliche Lautungen ansetzen darf.

Schließlich kann auch entscheidend helfen die moderne sprachgeographische Forschung, die aber zur Sicherung ihrer Ergebnisse stets durch sprachgeschichtliche Untersuchungen an möglichst umfangreichem mittelalterlichem oder sonstigem historischen Material (Ortsnamen) gestützt werden muß.

Gelegentlich stößt man auch in mittelalterlichen Quellen auf Äußerungen, die erweisen, daß die verschiedenen Sprachschichten ins Bewußtsein gedrungen waren. So spricht Mechthild von Magdeburg vom *waren gottes grûs, der machet die sele ir selben offenbar* und meint: „*so grûsset er si mit der hove sprache die man in dirre kuchin nit vernimet, und kleidet sie mit den kleidern, die man ze dem palaste tragen sol*“; und im norwegischen Königsspiegel aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt der Vater dem Sohn Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe, wenn er mit den übrigen Gefolgsleuten den König auf einem Ausritt begleitet: *Nú kallar konongr á þek með ákveðno nafni: þá varazt þú þat at þú kveðir hværki hú né há eða hvat; á móti tak heldr svá til orðs: „já, herra, ek heyri gjarna.*“ Nun ruft dich der König mit deinem Namen an, da hüte dich zu antworten mit *‘wa’* oder *‘wat’* oder *‘was’*, sprich lieber so: „Ja, Herr, ich höre gern.“

Wenn man nun Glück hat — und ein wenig Finderglück braucht auch der Philologe — dann trifft man auf eine Handschrift, deren Schreiber offenbar sich der Tatsache bewußt geworden ist, daß es verschiedene Sprachschichten innerhalb seines Gemeinwesens gibt, und der nun, weil er möglichst alle Schichten erreichen will, Doppelformen anwendet, und zwar sprachliche Doppelformen, nicht stilistische, wie wir sie aus vielen Schriften, besonders des späten Mittelalters, kennen.

Eine solche Handschrift vom Ende des 14. Jhs. befindet sich im Historischen Archiv der Stadt Köln; sie trägt die Signatur G. B. 8° 69, stammt aus dem Kreuzbrüderkloster und enthält asketische Texte mancherlei Art — Gebete, Andachtsübungen, ein Stück von Meister Eckhart, ein Fragment von Jan van Ruusbroecs *‘Spiegel der eeuwighen Salicheit’*¹⁾, eine Anleitung zum Malen von Bildern zu den 10 Geboten in lateinischer Sprache mit deutschen Versen u. a. m.

Der Schreiber oder die Schreiber — Menne unterscheidet 6 Hände — führen oft zwei Formen eines Wortes an, die sie mit *eff* ‘oder’ verbinden. Die erste Form ist die grundschriftliche, die zweite die hochschichtliche. Manchmal stehen beide Formen unverbunden nebeneinander, die erste dann gelegentlich durchstrichen oder unterpunktirt. Manchmal wird die zweite Form auch durch ein *dat is* . . . eingeführt.

Ich muß Ihnen nun leider zumuten, eine Reihe von mittelhochdeutschen, mittelniederländischen und mittelfränkischen Wörtern zu hören und aufzunehmen. Dies ist notwendig, um die Folgerungen

¹⁾ Von mir veröffentlicht in der „Festschrift für Ludwig Wolff zum 70. Geburtstag“.

verstehen zu können. Ich werde mich bemühen, Sie nicht zu ermüden, und werde nur jeweils einige Beispiele vorführen.

Im folgenden will ich eine kleine Auswahl der Doppelformen dieser Handschrift vorführen, die hinsichtlich der Lautlehre, der Flexion, der Syntax und des Wortschatzes unsere Aufmerksamkeit erregen, und will versuchen, diese Tatsachen in einen großen Zusammenhang zu stellen.

Da heißt es „*wye grois dan dyn andait eff andacht is*“²⁾ und an anderer Stelle³⁾ „*Die seuende ist vorte eff vorchte die hait oitmo-dicheit*“.

Sie sehen, es handelt sich hier um den Ausfall von *ch* vor folgendem *t*. Da ich darüber kürzlich in der Zeitschrift für Mundartforschung⁴⁾ ausführlich gehandelt habe, kann ich mich kurz fassen. Wir haben es bei diesem Ausfall des *ch* offensichtlich mit einer Erscheinung der sprachlichen Grundschrift zu tun, die heute noch relikthhaft in deutschen Dialekten z. B. im Ripuarischen anzutreffen ist. Im 13. Jahrhundert sind die spiranslosen Lautungen mehr oder weniger stark verbreitet in einem weiten Gebiet, das vom Kölner Raum bis ins Alemannische und von Lothringen bis ins Bayrische reicht, wobei man gewisse Schwerpunkte im Mittelfränkischen, im Alemannischen (Elsaß und Schweiz) und um Augsburg feststellen kann. Aufs Ganze der überlieferten Urkunden gesehen, ist das Auftreten doch spärlich. Das spricht neben anderem für eine Lautung der sprachlichen Grundschrift.

Diese Erscheinung hängt wohl sicher mit der Entwicklung dieser Lauterscheinung im Französischen zusammen. Vgl. *directum* > *droit*. Es gibt solcher Zusammenhänge noch mehr. Ich weise hier auf die Velarisierung von Vokal + n + Dental (*grand, grande, — hoyk — hōŋ; vin — wing*), auf Ausfall des intervokalischen *d* (*aimée* < *amada* < *amata* und rhein. *lāje* = *laden*), auf die Entwicklung von *-ld-* und *-lt-* (*haut, haute* < *altus, alta*, ndl. *houden* = *halten*; auch in rheinischen Dialekten vorkommend) u. a. m. Auch zum Englischen bestehen beim Ausfall des *ch* sicher Beziehungen, wenn auch die heute in England herrschende spiranslose Aussprache — bisher wenigstens — erst aus dem 14. Jahrhundert sich nachweisen läßt. Hier wie im Nordischen ist eine zuerst grundschriftliche Lautung hochsprachlich geworden. Im Nordischen ist die Erscheinung mindestens seit dem 7. Jahrhundert zu belegen.

Für die dazwischenliegenden Gebiete des Niederdeutschen und Niederländischen sind die Belege spärlich, etwas zahlreicher in der älteren Zeit. Sie reichen aber doch m. E. aus, um die Brücken von deutschem Gebiet nach England und Skandinavien zu schlagen. Folgerungen hieraus zu ziehen wollen wir noch etwas aufschieben.

An anderer Stelle der Handschrift finden wir „*mer die hopen eff daz hoffen* (46 r 19); „*onde suikende eff suchent dat alrebeste* (f 19 r 18 f) „*alß honich bouen honich raten off raßen*“ (f 46 r 19 f).

²⁾ 17 r 6 ff. ³⁾ 20 r 29 f. ⁴⁾ XXVIII (1961), 97 ff.

Sie wissen, daß das nördliche Mittelfränkische oder Ripuarische die germanischen Tenues *t*, *p*, *k* unterschiedlich verschiebt. *t* wird in allen Stellungen wie im heutigen Hochdeutschen verschoben, ebenso *k*; *p* wird nur zwischen Vokalen zu *ff*, während sonst stets *p* erhalten bleibt. Dies gilt für die ripuarische Schreibsprache des Mittelalters und auch im wesentlichen für die heutigen Dialekte, aber mit gewissen Ausnahmen: so wird in Mittelalter und Neuzeit nicht verschoben das *t* in *it*, *dit*, *wat*, *dat*, *allet*, *tüschēn*, 'zwischen' *tol*, *kurt*, *schottel*, ferner heißen die Präterita von *setzen*, *stürzen*, *größen*, *besetzen* u. a. *satte*, *gesat*, *sturte*, *gesturt*, *groete*, *gegroet*, *beschatte*, *beschat*. Ebenso wird *k* nicht verschoben in Wörtern wie *soeken*, *reken*, 'reichen' *sich geneken*, 'sich nähern'.

In den obigen Beispielen wäre *suikende* also echt ripuarisch, *suchent*, die verschobene Form aber „oberdeutsch“, von „südlicher Herkunft“, *raten* und *hopen* aber Formen, die wir nur nördlich der Benrather Linie erwarten sollten.

Aber schauen wir uns den heutigen land- und stadtkölnischen Dialekt einmal an.

t ist nicht verschoben in *taken* 'Zacken' (Hämorrhoiden), *tif* = 'Hündin'; *timp*, auch *tsemp*, 'Zipfel', 'Ecke', 'Spitze'; *Tinn* 'Wasserzuber' (in Köln im 19. Jh. *zing* < spätl. *tina*). *tirvel* 'Umdrehung' nhd. Zirbel; *sich tirvele*, 'sich drehen'; *jrüt* bzw. *jüet* 'Grütze'. Ferner *bäte*, 'nützen', zu *bat*, besser; *lēt*, praet. v. *løse*, 'lassen'; mfrk. stets 'lies'; *Klüt*, 'Kloß'; *schnüt* 'Schnauze', *plüte*, 'abgetragene Kleidung'; *sprüt*, 'Sproß', von 'sprießen' (*sprütekül* = Rosenkohl); Komp. v. *grōs* hieß im 19. Jh. in Köln noch *grōter*. Und bei *p*? *kīp*, 'Rückenkorb'; *knīpe*, 'Auge kneifen', *knīp*, 'zusammenklappbares Messer'; *schlap*, 'schlaff', *schlöp*, 'Schlinge'; *āp*, 'Affe' (mfrk. stets *affe*). Und *k*? *duke*, 'tauchen'; *krēkel*, 'Kriecher, Schlehenpflaume'; *pōke*, 'prahlen' (nhd. *pochen*); *wēk*, 'Lampendocht'; *spack* mhd. *spach*, 'knapp, wenig, eng'. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß diese nicht verschobenen Wörter meistens der Grundschrift der Sprache, einem bäuerlichen, kleinbürgerlichen Lebenskreis angehören.

Es könnte also doch wohl sein, daß die unverschobenen Beispiele aus unserer Handschrift, die sich leicht vermehren ließen, Menschen aus der sprachlichen Grundschrift ansprechen sollten, daß also im 14. Jahrhundert diese Sprachschicht des Ripuarischen die Lautverschiebung noch nicht oder erst bei wenigen Wörtern durchgeführt hatte, während die Mittel- und Hochschicht der Sprache diese schon weitgehend benutzte und, wie *suchent* zu zeigen scheint, versuchte, auch die wenigen Wörter, die noch keine Verschiebung zeigten, zu verändern, in diesem Fall aber ohne Erfolg, da es noch heute in Köln *sōke* heißt.

Eine genauere Untersuchung scheint unsere Annahme zu bestätigen. Ich habe Hunderte von Beispielen aus mittelfränkischen und anderen Quellen des Mittelalters gesammelt, die wider Erwarten keine Verschiebung zeigen. Ich hoffe, sie bei Gelegenheit einmal alle vorführen zu können. Heute will und muß ich mich mit einigen Hinweisen begnügen.

Aus Kölner Schreinsurkunden und -büchern des 12. und 13. Jhs. seien einige Namen angeführt: *Bruko* neben *Bruche*, *Dumikin*, *Horneken*, *Kikelrime*, *Makeioie*, *Solrebuke*, *Medemekere*, *Blothe* neben *Bloz*, *Vlotschif* neben *Vlozschiff*, *Dop* neben *Doph*. Aus Morant u. Galie (Anfang 13. Jh.): *geruken: versucken* (C 251) (öfters); *mut: but* (Buße) (C 3023); *bart: swart* (3056). Gotfrid Hagen, Stadtschreiber (ca. 1270), sprach nach Ausweis der Reime: *schat*, „schatz“; *bat*, „baz“, *gat*, „geaz“; *vat*, „vaz“; *hat*, „haz“. Ferner: *voet*, ‚Fuß‘, *groit*, ‚groß‘, *doek*, ‚Tuch‘; *kirke*, ‚Kirche‘; *zoeverlait*, aber *uis*, *weis*; ferner: *porte*, und nicht *portze*. Der träumende Mönch (ca. 1430) reimt *undersait: hait* 1487, aber *undersais: hais* 1415; *plaite: baite* 3911, ‚Nutzen, Frommen‘; *klercke: kercken* 7188; *kirchen: myrcken* 10716; *geneken: teyken* 8980. So könnte ich fortfahren, stundenlang, aus Urkunden, Weistümern, Reiseberichten, Predigten und anderen Quellen. Aber noch etwas fiel mir auf. Ein sehr häufiges Wort in Gebetbüchern des 14./15. Jahrhunderts ist „groessen“ mit dem Part. prät. „gegroot“. Für das Substantiv „Gruß“ fand ich gelegentlich „groetze“ und ebenso auch für die Formen des Präsens und Infinitivs. Es hieß da: *Ych groitzen dych . . . frundtlich groitzen . . . he weilt groitzen, got grutze dich Maria* u. ä.

Weiteres Suchen ergab weitere Beispiele:

In Gebetshandschriften des 14./15. Jhs. fanden sich: *van me vlitze . . . die vlitlich minsche*, *heitz*, *stotzen*, ‚stoßen‘; *witz* ‚weiß‘; *grotz*, ‚groß‘, *nittzeln* (acc. pl.), ‚Nesseln‘, vgl. *Brennetzel*, Bad Ems; *Dorch syne voitze*. Morant u. Galie: C 137 *De was geheitze sich*: C 155 zu *batz: gehatz*; C 1312 *myt synen uutzen* (A voessen); 1536 M (13. Jh.) *mit ire witzer hant sie streich*; 2226 *dat witzit zwaren* (A dto.), und so öfters, besonders in C, der Kölner Handschrift. Ripuarische Klosterpredigten (13. Jh.): *netzede* ‚Nässe‘ (vgl. *Netz* = Nässe in Bad Ems). Kölner Schreinsurkunden: *Attistrachin* (ca. 1250), da es auch *Erenporchen* (= portzen) heißt, so muß man hier auch wohl *stratzin* lesen. Ebendort auch *stetza*, *Stezza*, neben ‚Stessa‘ und, etwa 100 Jahre später, ‚achter der stessen‘; *bretze*, ‚ein Bretterzaun‘.

Es fällt auf, daß es sich meist um Wörter handelt, bei denen ursprünglich auf den Dental ein *i*- oder *j*-Laut folgte. Und nun ist es merkwürdig, daß dieses *tz* auch in Quellen vorkommt, die aus nicht verschiebenden Gebieten kommen.

Das Glossarium von Bern (ca. 1300), wohl aus limburgischem Gebiet, hat ‚cletce‘, ‚Klette‘, das *Gerd van der Schuerens Teuthonista* von 1477 mit ‚clessen of cletten‘ und ‚klettzen of kletten‘ wiedergibt. Diese Lautform lebt noch heute im klevisch-geldrischen Raum als ‚Kletz, Kletze‘. Der Teuthonista bringt u. a. noch: *creytzen*, ‚vexare‘, in meiner Heimat im Südniederfränkischen ‚krête‘, im Ripuarischen ‚kretzen‘; ‚wentzelen‘ neben ‚wyntelen‘, ‚sich wälzen‘ (*Dat wentzelen der verken in den Dreck*). Eine niederrheinische Pilgerschrift von ca. 1470 überrascht uns durch Formen

wie „die gatzen“, ‘Gasse’. wie noch heute im Südniederfränkischen, aber auch in Venlo; *die stratse*, ‘Straße’.

Auch die heutigen Mundarten geben eine Reihe von Beispielen: ‘*kreitz*’, ‘Kreis’, im Ripuarischen und weiter südlich bis zum Rheinfränkischen, *lats*, ‘Latte’, vor allem im Ripuarischen. Aus nicht verschiebendem Gebiet nenne ich: *wēdse*, ‘Weiden’, aus der Heinsberger Gegend, ‘*wietze*’ aus Venlo; ‘*hits*’, südniederfränkisch, limburgisch (Roermond); ‘*schnoets*’, Roermond; aus dem Limburgischen nördlich Maastricht ‘*sproatse* u. *špratse*’, ‘Sprossen’, aus meiner Heimat ‘*wentzele*’, *jelz*, ‘unverschnittenes weibl. Schwein’; *mādsen* neben *mādden*, ‘mitten’; vgl. Hasselt: *enemets*; *ätzich*, ‘Essig’ (vgl. *etick*, *edick*, *essich* Teuth.); *leāvenzich* < *leventich*, ‘lebendig’; ‘*enzige*’ < *entige* (vgl. Tongern *entege*, Hasselt ‘*entsege*’). Das möge genügen.

Es scheint, daß es im Fränkischen in einer bestimmten Sprachschicht, vermutlich der Grundsicht, ein Lautgesetz gegeben hat, wonach Dentale vor hellen Lauten (*i* bzw. *j*) mouilliert wurden, d. h. selbst *i*-Klang annahmen und dann einen *s*-Laut entwickelten⁵⁾. Auch dies wäre, nebenbei gesagt, wieder eine Parallele zur romanischen Lautentwicklung, wo ja ebenfalls lat. *t* vor *i* zu *ts* bzw. *s* wurde. Stimmt obige Annahme, dann erklärt sich vielleicht hierdurch auch der Umstand, daß die *t*-Verschiebung sich im Fränkischen am stärksten durchgesetzt hat. Man kann dann mit Schützeichel in seinen „Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen“ an autochthone Lautentwicklung denken oder aber die Meinung vertreten, daß das Fränkische, weil es bei manchen Wörtern einen der oberdeutschen Entwicklung entsprechenden Stand erreicht hatte, um so eher in seiner Hochschicht geneigt war, auch andere Wörter diesem Lautstand anzupassen. Übernommen wird ja nicht die Lautverschiebung als Gesetz, sondern immer das einzelne Wort mit Lautverschiebung, das dann durch Analogie andere beeinflußt. Eine Entscheidung zu treffen ist wohl noch zu früh. Hier sind noch genauere Untersuchungen, die aber wohl nur in Gemeinschaftsarbeit, im sogenannten ‘Teamwork’ durchzuführen sind, vonnöten. Mir scheint aber, daß die Geschichte der Lautverschiebung im Mittelfränkischen einleuchtender wird, wenn meine Ausführungen der geschichtlichen Wirklichkeit nahe gekommen sind. Und das spricht doch etwas für diese meine Überlegungen. Soviel von der Lautverschiebung in den rheinischen Landen und ihrer Bedeutung für die Erkenntnis der sprachlichen Grundsicht im Mittelalter.

Kehren wir noch einmal zu unserer Handschrift zurück. Da lesen wir: *he eff er salse zu sich gryffen eff entfangen.* 97 v 21 f. *Dye wye wire Ee begingen.* 56 v 9. *Auer der vrede den der mensche dar ynne heft dat em . . . die vrede macht . . . onde dat en is die vrede neyt den got meynt.* 68 v 7 ff.

⁵⁾ Auch die altsächsischen Personenkurznamen mit *z*, die neben solchen mit *-tt-* oder *-dd-* stehen, zeigen vielleicht diese Entwicklung, brauchen also nicht als verschobene Formen angesehen zu werden, d. h. es braucht kein hochdeutscher Einfluß vorzuliegen. Vgl. *Attio* — *Azzo*; *Attiko* — *Azoko*; *Hettil* — *Hezich*; *Iddilo* — *Iziko*; *Maddo* — *Mazzo*; *Uuita f.* — *Wizzo*.

Sie sehen, es handelt sich hier um Pronominalformen, die einmal wie im Hochdeutschen mit *r* auftreten, dann aber auch wie im Niederdeutschen, Niederländischen und Englischen das *r* entbehren. Man hat — und das mit Recht — in diesem Gegensatz der Pronominalformen eines der wichtigsten Kennzeichen des Hochdeutschen einerseits und der westgermanischen Sprachen, welche die zweite Lautverschiebung nicht kennen, also des Niederdeutschen, Niederländischen, Friesischen und Englischen andererseits gesehen.

Es ist nur merkwürdig, daß viele Quellen des Mittelalters diese Formen mehr oder weniger regellos durcheinander brauchen. Beginnen wir mit *he* und *er*, zu denen sich noch *her* gesellt. Der ahd. Tatian, entstanden in Fulda im ersten Drittel des 9. Jhs., hat neben herrschendem *her* (ca. 650 Belege) ca. 50 *er* und 6 *he*, oft in unmittelbarer Nachbarschaft. Z. B. 84, 2 *he*; 84, 7 und 84, 8 *er*, 85, 3 *her*.

11 '*her*' gegen 3 '*er*' hat der Weißenburger Katechismus, das Ludwigslied, wohl im Westfrankenreich entstanden, hat 24 *her*, 5 *er*, und zwar in der Enklise und 1 *he*; das Basler Rezept I, aus Fulda stammend, 3 *he*; der 2. Merseburger Zauberspruch 1 *he*, *Otfried*, Handschrift F (München-Freising) hat fünfmal *her*, das aber an einer Stelle (II, 7, 34) in allen Handschriften belegt ist. Die kurzen Fragmente der altalem. Psalmenübersetzung enthalten 1 *er* und 1 *her*, das aber wohl nicht hierher gehört.

Die Heidelberger Handschrift des '*Rother*' hat im ersten Teil meist '*her*', im zweiten meist *he*. Der '*Graf Rudolf*' neben '*er*' viele '*her*', die Leipziger und Münchner Fragmente von Heinrich von Veldekes *Servatius* haben ebenfalls '*he*' neben '*her*' und '*er*'.

Die rheinischen Dichtungen des 13. Jhs., die A. Bach Meister Zilies von Seine zuschreibt, haben ebenfalls in den verschiedenen Handschriften '*he*', '*her*' und '*er*' nebeneinander. Auch der Karlmeinet kennt dies, allerdings kommt '*er*' dort selten neben '*he*, *hye*' vor, jedoch einmal (466, 24) im Reim auf '*her*', '*hierher*'. '*Her*, *he*' und '*er*' durcheinander gebrauchen wieder die wohl thüringischen Spiele von den Zehn Jungfrauen und der hl. Katharina. Auch unsere Handschrift kennt keine feste Regel. Es finden sich z. B. auf 28 r 6 '*er*', 2 '*her*' und 2 '*he*', auf 36 v 8 *er*, 1 *her* und 4 '*he*' bzw. '*hi*'. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Wie soll man diesen Sachverhalt verstehen?

Es kann sich natürlich gelegentlich um stehengebliebene Formen einer Vorlage handeln, die der Schreiber nicht alle geändert hat. Auch kann ein Vordringen südlicher oder nördlicher Formen eine Unsicherheit beim Schreiber hervorrufen, die sich in den verschiedenen Formen dann äußert. '*her*' könnte dann eine Kompromißform, eine Kontaminationsform aus '*he*' und '*er*' sein, die aber — ich möchte das betonen — gesprochen wurde und wird. Mir scheint aber, daß dies alles nicht ausreicht, um jene seltsame Erscheinung zu erklären.

Mit Hans-Friedrich Rosenfeld⁶⁾ gehe ich davon aus, daß das Pronomen **iz*, **ez*, unser *'er'* einmal gemeingermanisch war. Dieses ursprünglich, wie lat. *'is'* zeigt, demonstrative Pronomen, das recht lautschwach war, wurde durch ein *h-* verstärkt, das etwa noch in *heute* < *hiutagu*, *heuer* < *'hiu jaru*, *hinte* < *'hiu nachtu'*, ferner in got. *'himma daga'* usw. zutage tritt. Ich möchte nun annehmen, daß beide Formen **ez*, **iz* und **hez*, **hiz* im Westgermanischen — im Nordischen ist es etwas anders — nebeneinander bestanden haben, und zwar **ez*, **iz*, aus denen ahd. *'er*, *'ir'* entstanden, ursprünglich vorwiegend enklitisch, **hez*, **hiz*, mehr in betonter Stellung. Aus *'hez'* entstand dann *'her'*, das dann auch sein *r* verlieren konnte, so daß drei Grundformen nebeneinander bestanden: *'er'*, *'her'* und *'he'*. Abfall des *'r'* < **z* kennen wir auch noch bei *'wir*, *'ir*, *'mir*, *'dir*, *'der* und *'wer'*, worüber gleich mehr. Es hängt vielleicht, ich betone vielleicht, mit dem französischen Abfall des *r* in der Endung *-er* zusammen.

Nun liebt es im allgemeinen die Sprache nicht, Doppel- oder gar Dreifachformen zu benutzen. Diese Formen treten in einen Kampf zueinander, der natürlich von den lebendigen Menschen ausgefochten wird. Im Oberdeutschen und in Teilen des Mitteldeutschen siegt die Form *'er'*, in den übrigen westgermanischen Sprachen *'he'* bzw. *'hi'*. *'her'*, das im Mittelalter noch, wie sie sahen, weit verbreitet war — so weitverbreitet, daß es aus diesem Grunde kaum eine Kontaminationsform sein kann, wie auch W. Foerste meint — verliert mehr und mehr an Boden. Jene Quellen, die ein Nebeneinander dieser Formen zeigen, scheinen mir kostbare Dokumente jenes Kampfes der Doppelformen zu sein. Daß die Grundschrift der Sprache oft anders entscheidet als die Hochschicht, zeigt jenes oben erwähnte *'he eff er'* der Kölner Handschrift; denn Köln sagt noch immer *'he'*, obwohl es sonst in vielem mit dem Oberdeutschen zusammengeht.

Haben wir nun noch, wenn auch nur spurenhafte, Belege dafür, daß ehemals oder noch jetzt in Gebieten, die heute *'he'* haben, sowohl dieses wie *'er'* bestehen oder bestanden haben? Ja, es läßt sich einiges wenige dafür beibringen. Im Limburgischen, das in betonter Stellung durchaus *'he'* oder *'her'* hat, wird z. T. in enklitischer Stellung *-er* noch gebraucht, so z. B. in Maastricht⁷⁾. Dieses Nebeneinander ist dort alt. Schon Bruchstücke von Heinrich von Veldekes Servatius aus der Zeit um 1200 haben *sander*, 'sandte er', *stigtedeher*, 'stiftete er', *wolder*, 'wollte er'; *dat er*, 'daß er', *als er*. Daneben allerdings auch *'kunde he'*, *'mogte he'*, *'dat he'*. Betont steht immer *'he'*. Auch die spätere brabantisch-limburgische Bearbeitung der Servatiuslegende überliefert in einer Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, braucht neben betontem *'hi'* oder *'hi'* enklitisch *'er'* oder *'-r'*, und ebenso die sogenannten 'Limburgische Sermoenen', Predig-

6) ZfMf. 23 (1955) 74 ff.

7) Vgl. J. H. H. Houben, Het dialect der stad Maastricht. 1905. S. 59. W. Dols, Iets over limburgsche dialecten, in: Publications de la société historique . . . dans le Limbourg, Tome 78/82 (1942/46) p. 144. I. H. Kern, De Limburgsche Sermoenen, S. 114 f.

ten aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, überliefert in einer Pergamenthandschrift vom Ende des 14. Jahrhunderts. Auch einige Stellen aus dem Karlmeinet könnte man so deuten, sicher aber „*inde brengder sich in eine gewoinheit*“ aus den ripuarischen Klosterpredigten vom Ende des 13. Jahrhunderts, die sonst stets ‘*he*’ gebrauchen.

Es gibt aber auch Belege, die uns noch weiter nach Norden führen.

Im Altostfriesischen findet sich dreimal enklitisch ‘*her*’ (14. Jh.) und -*er*, -*ere* in ‘*gever*’, ‘*ievere*’, ‘wenn er’, ‘*âghere*, ‘*hâgere*, ‘hat er’, ‘*âgerne*, ‘hat er ihn’⁸⁾. Im modernen Westfriesischen steht neben ‘*hy*’ enklitisch *er*. Im Femininum neben *hja*, *hju* nachgestellt *se*, betont *sy*. Auch in der Altmark gebraucht man neben *hê* in postverbaler, enklitischer Stellung *er*, *r*, und dieser Brauch stammt sicher, wie K. Bischoff annimmt, aus dem Niederfränkischen der Ansiedler des 12. Jahrhunderts.

Sie sehen, es sind nicht allzuviele Belege. Doch genügen sie wohl, um meine obige Annahme einsichtiger zu machen. Ich bin auch überzeugt, daß eine genauere Untersuchung der mittelalterlichen Quellen, zu der mir leider bisher die Zeit fehlte, noch manche Belege beisteuern würde.

Kürzer, weil es fast um den gleichen Sachverhalt geht, kann ich mich bei ‘*wi*’ — ‘*wir*’ und ‘*de*’ — ‘*der*’ fassen. In Frage kommen außerdem ‘*ihr*’, ‘*mir*’, ‘*dir*’ und ‘*wer*’.

Im Althochdeutschen hat die Würzburger Beichte dreimal ‘*di*’ und einmal ‘*mi*’, de Heinrico hat zweimal ‘*mi*’ neben ‘*thir*’. ‘*Wi*’ erscheint im Roland, Heidelberger Handschrift, v. 454; ferner gelegentlich im Rother, im Grafen Rudolf, einmal in der Litanei (v. 792), auch im Trierer Floyris wechseln ‘*wi*’ und ‘*wir*’. Ferner hat ein Bruchstück eines mnd. Gedichts über Karl den Großen in einer Handschrift des späten 14. Jhs. ein ‘*wyr*’⁹⁾. Auch sonst in ripuarischen Texten findet es sich gelegentlich. (*wi suln*, *daz tu wi darume*, 15. Jh.) Und der Teuthonista des Klevischen Kanzlers Gerd van der Schueren meldet knapp *wy*, *Wijr* — *nos* (497). Der Straßburger Alexander hat ein ‘*mi*’ (6245), auch Rother hat einige Belege, auch für ‘*di*’. ‘*Wi*’, ‘*ie*’, ‘*di*’ und ‘*mi*’ haben neben den Formen mit ‘*r*’ auch das Zehn-Jungfrauen- und das Katherinenspiel und die Luxemburger Jolande von Vianden (13. Jh.).

Interessant ist ‘*sidigimi*’ aneinandergeschrieben, für ‘*sid gi mi*’, ‘seid ihr mir’, in ‘de Heinrico’. Hier ist offensichtlich für ‘*gi*’, sprich ‘*ji*’, ‘*igi*’ geschrieben. Das stimmt zu folgender wichtigen Stelle im Annolied¹⁰⁾:

Romere, du sin infiengin
einin nuwin sidde aneviengin:
si bigondin igizin den heirrin.

⁸⁾ Vgl. W. L. vom Helten, Altostfriesische Grammatik, 1890, § 97, 242 u. 244. Klaas Fokkema teilt mir brieflich noch weitere Beispiele aus dem Altfriesischen mit, wofür ich ihm herzlich danke.

⁹⁾ ZfdA. 1, 109. ¹⁰⁾ v. 169 ff.

daz vundin simi cerin,
 wanter eini du habite allin gewalt,
 der e gideilit was in manigvalt.
 den sidde hiz er du cerin
 diutischi liute lerin.

Also, die Römer führten Caesar, dem Alleinherrscher zu Ehren, die Sitte ein, den Herrn zu 'igizen', mit 'gi' oder 'i' anzureden, zu 'ihrzen', und Caesar ließ die Deutschen diese Sitte lehren. Hieraus geht wohl hervor, daß um 1100 in der Köln-Siegburger Gegend 'ji' oder 'i' als Nominativ Plural der zweiten Person noch üblich war, ja als vornehm galt, da man so doch wohl die Herren anredete. Mir scheint, daß hier ähnliche Verhältnisse vorliegen, wie beim Pronomen 'er' — 'he', wenn die Belege auch nicht so zahlreich und eindeutig sind. Ob die heutigen bayrischen Formen 'mi, di' auf den gleichen frühen Abfall des -r in der Grundschrift zurückzuführen sind, wage ich nicht zu beurteilen. Auch im Skandinavischen finden wir ein Nebeneinander von Formen mit und ohne r. Das Altwestnordische hat *vér* neben altem und seltenem *vír* und *ér, þér*. Im Mittelnorwegischen taucht *vi* auf, das dann im Neunorwegischen neben *me* herrschend wird, wie auch für die zweite Person Plural r-lose Formen *di* und *i*, gelten. Im Altschwedischen wie im Altdänischen tauchen für sie ausschließlich *vi* und *i* auf, nur zwei *vír* sind im Mittelschwedischen belegt und ein *uir* im Runenschwedischen. Das Altgutnische auf der Insel Gotland besitzt allerdings in den schriftlichen Denkmälern nur *vír*.

Etwas besser steht es mit 'de — der'. Der ahd. T a t i a n hat über 500 'ther' neben ca. 280 'thie' mit den seltenen Nebenformen 'the', 'de' (ca. 20). Beide Formen werden oft durcheinander gebraucht, wenn auch 'thie' im allgemeinen für die bestimmtere Form des Artikels (und für das Relativum) gebraucht wird, 'ther' für die weniger bestimmte Form. 'De' findet man frühbayrisch in einigen Glossen¹¹⁾ und im Wiener Hundesegegn neben 'der', ferner im Keronischen Glossar, im ersten Reichenauer Glossar, im Basler Rezept I und auch sonst, allerdings recht selten. Die Form 'the', 'thie' scheint aber doch auch im Alemannischen und Bayrischen, wenigstens in der Grundschrift, bekannt gewesen zu sein. Dafür spricht auch das zusammengesetzte Pronomen 'dese, deser', das ja aus dem einfachen Demonstrativpronomen und einer pronominalen Partikel -se zusammengesetzt ist, was sicher in vorliterarischer Zeit geschah. Damals muß also 'the' im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet gewesen sein. Auch Otfridisches 'theiz', 'der es', erklärt man sich am besten als aus 'the + iz' zusammengezogen.

'De, die' neben 'der' gibt es im ganzen Mittelalter in den mitteldeutschen Denkmälern, von denen ich nur Annolied, Rother, Graf Rudolf, Arnsteiner Marienlied und das Alexanderlied nenne. Auch heutzutage sind beide Formen im Rheinland

¹¹⁾ J. Schatz, Altbair. Gr. § 129, a.

noch weit verbreitet, bis ins Limburgische hinein, wenn der *der*-Artikel auch im niederländischen Gebiet stark durch die Hochsprache bedrängt wird.

In den *Servatius*-Fragmenten, in den Limburgischen *Sermo*nen und in anderen mittelalterlichen limburgischen Quellen kommt *'der'* als Artikel häufig vor, häufiger als *'die, di'*. Hier sieht man, wie eine ursprüngliche Doppelheit verloren ging oder verloren geht. Daß die Doppelformen sich im Rheinland bis heute erhalten haben, hat einen besonderen Grund. Ich habe vor Jahren in meinen „Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen“, die hier in Gießen erschienen sind¹²⁾, den Gebrauch der beiden Artikelformen, des *de-* und *der*-Artikels, in meiner Heimatmundart von Amern bei M.-Gladbach untersucht und dabei festgestellt, daß der *der*-Artikel eine allgemeinere generelle Bestimmtheit des mit ihm verbundenen Substantivs kennzeichnet, während der *de*-Artikel vorwiegend im anaphorischen Gebrauch steht. Also: *'öt peärd löpt flotter als der højk'*. Das Pferd läuft schneller als der Hund. Aber: Müllers haben einen Hund und ein Pferd. *'Dä højk löpt flotter als dot peärd.'* Wichtig ist, daß die Artikel keine Kasusfunktion mehr haben, also sowohl für Nominativ, Dativ und Akkusativ stehen können, während der Genitiv mit der Hilfe der Präposition *'von'* ausgedrückt wird. Ihnen ist ja vielleicht der sogenannte „Kölnische Akkusativ“ bekannt, der eben wie der Nominativ lautet. *'Papa, jef mech ens der Teller.'* Die völlige Grammatikalisierung der beiden Artikelformen konnte also erst vor sich gehen, als der Kasuszerfall weitgehend fortgeschritten war, fast so weit wie im Niederländischen und Englischen und Französischen. Und das muß in der sprachlichen Unterschicht schon recht früh geschehen sein. Ich kenne einige Fälle aus dem 13. Jahrhundert, wo der Nominativ *'der'* für den Akkusativ steht, wie ja auch umgekehrt der Akkusativ *'den'* für den Nominativ eintreten kann. Die Luxemburger *Jolande* hat 4467 *'der dumprost'* für den Akkusativ, wie auch *Herbert von Fritzlär* einige Male *'der'* für *'den'* und *'den'* für *'der'* hat¹³⁾. Auch das Gedicht von der Schlacht bei Göllheim, nicht weit von hier entstanden, bringt v. 162 *'sie nennent in der vrie'* im Reime mit *'phie'*.

Als dieser Kasuszerfall eingetreten war, noch bevor die eine Form über die andere den Sieg davongetragen hatte, konnten die beiden freigewordenen Formen zur Bedeutungs differenzierung genutzt werden und wurden, im Gegensatz zum Hochdeutschen und zum Niederländisch-Englischen, auch dazu im Rheinland in der oben flüchtig gekennzeichneten Art genutzt. Dadurch aber konnten sich beide Artikelformen bis heute im Rheinland halten.

Also nach meiner Ansicht finden wir auch bei diesen Artikelformen ursprünglich eine Doppelheit in der ganzen westlichen Germania. Im Oberdeutschen wurde schon früh in den Mittelschich-

¹²⁾ Beiträge zur deutschen Philologie 1, Gießen 1954.

¹³⁾ v. 4476, 5674, 10156, 15164 und 1879, 7398, 2425; 2519; 10200.

ten und der Hochschicht der Sprache der Kampf zugunsten der *der*-Form entschieden, ebenso im Niederdeutschen, Niederländischen und Englischen zugunsten der *de*-Form. Ob der Kasuszerfall in der sprachlichen Grundschicht der nördlichen Sprachen damit zusammengeht, ob er vorausgeht oder ob er die Ursache dieser Entwicklung ist, müßte noch untersucht werden. Auch hier bedarf es der Zusammenarbeit mit den Romanisten, den Anglisten, Neerlandisten und den Nordisten.

Und noch ein letztes Beispiel unserer Handschrift wollen wir möglichst kurz betrachten. Blatt 48 v 18 ff heißt es: *mer hoe eff wie seer sye von xpo versmaet sint.*

Fügen wir gleich eine Stelle aus Gerd van der Schuerens Teuthonista von 1477 hinzu: *wo dyke, hoe vacke, wie ofte.*

„Wunderbar!“ werden manche Germanisten ausrufen. „Hier haben wir ja das nördliche ‘*hoe*’ verbunden mit dem ebenfalls nördlichen, noch heute im Niederländischen gebrauchten ‘*vaak*’, dann den Vertreter eines mittleren Gebietes, einer Übergangszone mit ‘*wo*’ und dem noch heute dort, am Niederrhein gebräuchlichen ‘*dicke*’ und schließlich das südlich anschließende, offensichtlich hochdeutsche ‘*wie ofte*’.

Nun, heute ist die Lagerung der Wörter ‘*hoe*, *wo*, *wie*’ ungefähr so, und man hat schon von einem ingwäonischen oder küstensprachlichen *hu*-Gebiet mit ndl. *hoe* und engl. *how*, einem binnenländischen *wo*-Gebiet und einem alpendeutsch-süddeutschen *wie*-Gebiet gesprochen, wobei man annimmt, daß sich das *wie*-Gebiet auf Kosten des *wo*-Gebietes vergrößert habe. Aber ganz so einfach ist es nicht. Nur nebenbei sei bemerkt, daß ‘*vacke*’ in der Form ‘*fache*’ auch siegerländisch, in der Form ‘*fake*’ im Bergischen und im Niederdeutschen gebräuchlich ist — auch der Neußer Christian Wierstraat gebraucht um 1480 ‘*vake*’ — und daß *dick*, *dickes* und ähnliche Lautungen im ganzen Rheinland verbreitet sind. Und wie steht es mit ‘*hoe*, *wo*, *wie*’? Nun, der ahd. Tatian aus Fulda hat neben 13 *uuio*-, *uueo*-Belegen, beschränkt auf die Schreiber γ, δ, ξ, 46 *vvuo* und 3 *uuo*, wobei die Schreiber γ und ξ *wuo* neben *wio* gebrauchen. Eine Würzburger Glosse bringt ‘*uuo*’, eine Fuldaer ebenfalls, die erste wohl als *wuo*, die zweite vielleicht als *wo* zu lesen. Daß im Althochdeutschen bei diesem Fragewortstamm auch *w*-lose Formen auftreten können, bezeugen die nicht seltenen *zi hiu* und ähnliche Verbindungen im Tatian und bei Otfried.

Die Altniederländischen Psalmen mit den Glossen haben dreimal *huo* neben einem *uuo*.

Die Helianthandschrift M, der Monacensis, hat neben vielen ‘*huo*’ und ‘*huuo*’, beide wohl als *hwô* zu lesen, ein ‘*huua*’ und ein ‘*hueo*’, einmal ‘*bihuui*’, wo C ‘*huo*’ gebraucht.

Im Cottonianus stehen fast ausschließlich *huo*-Formen, wohl als *huo*, also diphthongisch zu lesen; außerdem steht einmal ‘*hui*’, wo M ‘*huuo*’ hat (158). Die vatikanischen Fragmente des Helians und der Genesis benutzen nur ‘*hu*’, das wir auch zweimal in altsächsischen Glossen neben ‘*huo*’, ‘*vuo* und *huui*’ haben.

‘Wo’ neben ‘hu’ finden wir in den mittelniederfränkischen Übersetzungen der *Bestiaire d’amour* und des *Moralium dogma philosophorum*. Der Trierer *Floyris* hat ‘wo’; ebenso einmal neben sonstigem ‘wie’ die luxemburgische *Jolande von Vianden*. Herbolt von *Fritzlar* einmal ‘wa’ neben sonstigem ‘wie’. Auch die niederrheinische *Pilgerschrift* von ca. 1470 bringt neben häufigem ‘wie’ auch ein paar ‘wo’. — Im Mittelniederländischen ist ‘wie’ gar nicht selten, nicht nur in östlichen Denkmälern, während ‘wo’ fast ausschließlich dort anzutreffen ist. Interessant ist, daß wir die Formulierung ‘*hoe eff wie*’, von der wir ausgingen, mehrmals¹⁴⁾ antreffen und zwar vor allem in brabantischen Quellen. Auch ‘hoe’ und ‘woe’ finde ich mehrmals in östlichen Denkmälern nebeneinander. Jedenfalls erscheint es klar, daß ‘wie’ nicht von vornherein die deutsche Form ist, als die es heutzutage erscheint, sondern daß es dazu erst geworden ist. Heute wird ‘wie’ in großen Teilen der belgischen und niederländischen Provinzen Limburg gesprochen. Zwischen ‘hoe- und wie’-Gebiet liegt dann ein Streifen, in dem ‘woe’ gesagt wird, oft aber gilt daneben ‘wie’ oder ‘hoe’, wie etwa in Hasselt, dem Hauptort des belgischen Limburg, wo man sowohl ‘u’ wie ‘wu’ wie auch ‘we’ d. i. ‘wie’ antrifft.

Auch im Skandinavischen treffen wir bei diesem Fragepartikelanlaut neben vorwiegenden Formen mit *v* auch solche mit *h* an. Neben Altwestnordisch *hué*, ‘warum’, ‘wie’, vielleicht gleich gotisch *hwaiwa*, und *huí*, ‘warum’, steht Altnorwegisch *hu* ‘wie’, das zu den westgermanischen Formen stimmen könnte. Auch im Altschwedischen hat dieses *hu* einmal bestanden, wie *hūlikin* ‘welcher’ und einmaliges *husu*, ‘wie’ vermuten lassen. Auch sonst ist der Ausfall des *w* in den nordischen Sprachen nicht selten; so stehen neben *hwat hot*, neben *huá* findet man *há* und *hulko* neben *huliko*. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Was besagt dies alles oder was kann es besagen? Ich möchte auch hier annehmen, daß wir es ursprünglich mit einem Nebeneinander mehrerer Formen zu tun haben, das nach längerem Kampf zugunsten einer Form, die vorwiegend von der Hochschicht gebraucht wurde, aufhörte. Die besiegte Form war wohl in den meisten Fällen die der Grundsicht. Aber was in einer Sprache hochschichtlich wurde, ‘wie, hoe’, kann in den andern grundsichtlich dialektisch werden (‘wie’ im Niederländischen, *hu* am unteren Niederrhein in Deutschland).

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, wie man Formen der sprachlichen Grundsicht feststellen kann und welche Bedeutung die Doppelformen für die Sprachgeschichte haben können. Es zeigte sich, daß die Grundsichten der verschiedenen germanischen Sprachen gemeinsame Lautungen haben konnten, die nicht oder nur selten in die Hochschicht dringen, z. B. Velarisierung von *nd* > *ng*, die nur im Französischen hochschichtlich geworden ist. Formen der Grundsicht können weit verbreitet sein wie etwa

¹⁴⁾ Ich zähle 7 Beispiele.

der Ausfall des Spiranten 'ch' vor *t*, und es kann dann geschehen, daß diese Lautung in bestimmten Gebieten hochschichtlich wird, wie etwa nord. *réttr* und engl. *right* zeigen, in anderen aber stets dialektisch bleibt oder wieder wird.

Die Erscheinungen, denen wir nachspürten, haben z. T. ein hohes Alter, und wir müssen mit manchen sicher bis in die Völkerwanderungszeit zurückgehen, da wir für diese Zeit schon mit horizontalen Schichtungen in den germanischen Sprachen rechnen müssen. Das 'Gemeingermanische', das wir erschließen, war eine Art Hochsprache, war 'Hochgermanisch'; es war die Sprache der Dichtung, des Kults, des Rechts, der Runeninschriften und des Handels, des Verkehrs. Ich bin mir natürlich der Tatsache bewußt, daß gleiche Lautentwicklung in räumlich getrennten Gebieten nicht immer und unbedingt zusammenhängen müssen. Trotzdem halte ich es für nützlich, einmal eine Zusammenschau anzustreben und diesen oder ähnlichen Erscheinungen in der ganzen Germania und darüber hinaus nachzugehen. Wenn wir sehen, daß es im altitalischen Umbrischen eine gleiche Entwicklung der Lautgruppe 'cht' gibt, wie wir sie in der Germania fanden, eine Entwicklung, die wir dann auch in romanischen Sprachen feststellen können, so bin ich heute geneigt, eher an Zusammenhänge zu glauben als an völlig getrennte Entwicklungen. Wir müssen noch viele Fragezeichen setzen. Aber das Fragezeichen ist ja nach Eduard Norden die echt wissenschaftliche Interpunktion.

Ich hoffe aber, daß es mir gelungen ist, Ihnen zu zeigen, wie man, wenn auch nicht ohne Mühe, an die unteren Sprachschichten des Mittelalters herankommen, wie man ihre Probleme einer Lösung näherbringen kann und damit auch zu einem tiefen Verständnis der heutigen Sprachschichten zu gelangen vermag. Ich hoffe und erbitte Widerspruch, wo er angebracht ist oder zu sein scheint, und würde mich freuen, wenn einige Dinge eine überzeugte Zustimmung finden könnten.